



Übersetzungsqualität: Kritik – Kriterien – Bewertungshandeln

Larisa Schippel (Hg.)

T Frank & Timme

Verlag für wissenschaftliche Literatur

Larisa Schippel (Hg.)

Übersetzungsqualität: Kritik – Kriterien – Bewertungshandeln

Hartwig Kalverkämper, Larisa Schippel (Hg.)
TransÜD. Übersetzungsqualität: Kritik – Kriterien –
Bewertungshandeln, Band 8

Larisa Schippel (Hg.)

Übersetzungsqualität:
Kritik – Kriterien – Bewertungshandeln

FFrank & Timme
Verlag für wissenschaftliche Literatur

Umschlagabbildung: © Foto: Alexander Schippel

Bei der abgebildeten Brücke handelt es sich um eine Brücke in Berlin-Tiergarten.

2., durchgesehene Auflage 2014

1. Auflage 2006

ISBN 978-3-86596-075-7

ISSN 1438-2636

© Frank & Timme GmbH Verlag für wissenschaftliche Literatur
Berlin 2014. Alle Rechte vorbehalten.

Das Werk einschließlich aller Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts-
gesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Druck: KN Digital Printforce GmbH, Stuttgart.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

www.frank-timme.de

INHALT

Vorwort	7
Christiane Nord (Magdeburg-Stendal) Translationsqualität aus funktionaler Sicht	11
Klaus Ahrend (Brüssel) Kriterien für die Bewertung von Fachübersetzungen	31
Larisa Schippel (Berlin) Europäische Textsortennetze – eine translatorische Annäherung	43
Susanne Lauscher (Nizza) Translatqualität – ein Konsens	55
Christiane Böhler (Innsbruck) Ein Kohärenzmodell zur Evaluierung literarischer Übersetzungen	75
Manfred Jähnichen (Berlin) Übertragung von Lyrik-Texten in Anthologien – am Beispiel slawischer Literaturen	93
Olga Horn (Berlin) Elemente des Substandards in Viktor Pelevins Roman <i>Čapaev i Pustota</i> und ihre Wiedergabe in der Übersetzung von Andreas Tretner	109
Luise Marek (Berlin) Fremdheit in der literarischen Übersetzung	131
Alexej Laiko (Berlin) Intertextualität in der Übersetzung W. Jerofejews „Moskva – Petuški“ in der Übersetzung von N. Spitz – eine kritische Analyse	161
Verzeichnis der Autoren	185

VORWORT

Übersetzungsqualität spielt in der translationswissenschaftlichen Fachdiskussion keine zentrale Rolle. Auch in der öffentlichen Wahrnehmung war die Debatte um die Übersetzung von „Lemprière’s Dictionary“ eher ein seltener Fall von Diskussion um die Qualität einer Übersetzung. An dieser Auseinandersetzung beteiligten sich – ausgelöst von einer Gruppe von literarischen Übersetzern – ja viele Personen, von denen eigentlich qualifizierte Urteile hätten erwartet werden können. Das Ergebnis war, wie man in der Mitgliederzeitschrift „Übersetzer“ 1993 nachlesen kann, die dankenswerterweise die Diskussion protokolliert hat, eher mager. Jeder, der sich zu Wort gemeldet hat, weiß, warum er/sie die Übersetzung so oder so beurteilt, aber kaum einer benennt die Maßstäbe für seine/ihre Beurteilung.

Um keinen Zweifel aufkommen zu lassen: die Beurteilung der Qualität einer Übersetzung, einer literarischen zumal, wird immer subjektiv sein. Daher lautete ja auch die Forderung von Katharina Reiss, der wohl das Verdienst gebührt, das erste Modell einer wissenschaftlichen Übersetzungskritik vorgelegt zu haben, nach intersubjektiver Nachvollziehbarkeit der Kritik.

Dieser Aspekt der nachvollziehbaren, also transparenten und kriteriengeleiteten Übersetzungsbeurteilung stand im Mittelpunkt der Ringvorlesung am Institut für Slawistik der Humboldt-Universität im Sommersemester 2004 und wurde von den Beiträgern aus verschiedenen Blickwinkeln erörtert.

Aus didaktischer Sicht diskutiert Christiane Nord den Zusammenhang von Aufgabenstellung (im Übersetzungsunterricht), was übertragbar auf die Praxis hieße: Übersetzungsauftrag und Beurteilung bzw. Bewertung der Übersetzung. Klaus Ahrend, Englisch-Übersetzer im Sprachendienst der Europäischen Kommission unterzieht verschiedene Bewertungskriterien für die Fachübersetzung einer Prüfung. Daran schließt sich mein Beitrag zum Zusammenhang von Textsortennetzen und Translationsqualität an, der von der Hypothese ausgeht, dass die Stellung des Textes in einem Text(sorten)-gefüge Anhaltspunkte liefert für die erforderliche Qualität der Übersetzung.

Susanne Lauscher befasst sich mit der Diskussion in der deutschsprachigen Öffentlichkeit um die Übersetzung von Daniel Jonah Goldhagens *Hitler’s Willing Executioners* ins Deutsche und findet einen sozialen Konsens in der Beurteilung, der zwar (scheinbar) auf die Übersetzungsqualität zielt, in Wirk-

lichkeit aber die Ablehnung des Buches und seines Inhalts meint. Christiane Böhler stellt ihr auf der Grundlage von Johannes Heinrichs Sprachtheorie entwickeltes übersetzungskritisches Modell in der Anwendung auf Thomas Bernhards *Holzfällen. Eine Erregung* und dessen italienische Übersetzung vor. Den besonderen Anforderungen an die Übersetzung/Nachdichtung von Lyrik, die zur Veröffentlichung in Anthologien vorgesehen ist, widmet sich Manfred Jähnichen. Die Ergebnisse dreier studentischer Diplomarbeiten runden das Bild ab. Olga Horn unternahm den (gelungenen) Versuch, die Grundstruktur von Coserius textlinguistischem Modell für die Übersetzungskritik produktiv zu machen und untersuchte ein Kapitel aus Viktor Pelevins *Chapaev i pustota* und dessen Übersetzung von Andreas Tretner *Buddhas kleiner Finger*. Luise Marek befasste sich mit unterschiedlichen Lösungen in der Wiedergabe von Fremdheit anhand Boris Akunins *Azazel'* und der Übersetzung von Andreas Tretner *Fandorin*. Die Untersuchung von Alexej Laiko zur Übersetzung von Natascha Spitz von Viktor Erofejevs Kulttext *Moskva-Petushki* widmet sich dem Aspekt des Umgangs mit dem strukturbildenden Phänomen der Intertextualität. Diese Gesamtuntersuchung wurde in TransÜD¹ veröffentlicht und erhielt den ATICOM-Förderpreis.

Die Beiträge zeichnen den Anspruch aus, bei der Beurteilung von Übersetzungsqualität den Übersetzungen gerecht zu werden, und das heißt, das Bedingungsgefüge, in dem das Übersetzen und auch die Evaluation geschehen, zu thematisieren. Für die meisten Beiträge ist der Hintergrund für den Umgang mit dem fremden Text eine skoposorientierte Betrachtung (Reiss/Vermeer: 1984), die ihren Niederschlag in einer funktionalen Betrachtung der Translation und des Translats findet. Die damit verbundene Überwindung der engen Grenzen, wie sie eine äquivalenzbezogene Betrachtung lange Zeit setzte, muss in der Übersetzungskritik oder breiter gefasst, in der Diskussion über die Translationsqualität und ihre Parameter, noch ausgearbeitet werden, um zu fundierten Beurteilungskriterien auch für nicht funktionskonstante Translationen produktiv nutzbar zu werden.

In dieser Hinsicht erweist sich die vertiefende Diskussion um den Skoposbegriff hilfreich. Während Reiss/Vermeer (1984) ‚Zweck‘, ‚Ziel‘, ‚Funktion‘ und ‚Skopos‘ (vorerst) synonym verwenden, stellt Prunč seinem Entwurf einer

¹ Alexej Laiko: Intertextualität in der Übersetzung. W. Jeorfejew's *Moskva-Petuški* in der Übersetzung von N. Spitz – eine kritische Analyse. Peter-Lang: 2004, Band 5 der Reihe TransÜD, Arbeiten zur Theorie und Praxis des Übersetzens und Dolmetschens, herausgegeben von Hartwig Kalverkämper und Larisa Schippel; ab Band 6 im Verlag Frank&Timme, Berlin.

Skopostypologie (1997) eine Präzisierung des Skoposbegriffs voran, indem er ihn als „den vom Translator realisierten oder zu realisierenden intertextuellen Bezug zwischen Ausgangstext und Zieltext“ (S. 34) beschreibt. Unter Einbeziehung des Translationsauftrags ergibt sich ein die Translation bestimmendes Faktorenbündel (vgl. Holz-Mänttari: 1986, Risku: 1998 u.a.), das sich im translatorischen Handeln niederschlägt. Skopos wird so betrachtet die vom Translator realisierte Relation zwischen allen die Translation beeinflussenden Faktoren. Im Skopos – als Synthese der handlungsleitenden Bedingungen – wird der Translator sichtbar.

Berlin, Januar 2006

Larisa Schippel

Translationsqualität aus funktionaler Sicht

Christiane Nord, Magdeburg-Stendal¹

0. Einleitung

Beginnen wir mit einer kleinen Szene, mitten aus dem ganz normalen Leben einer universitären Übersetzerbildungsstätte gegriffen: Dozentin X hält in einem Sommersemester eine „Übersetzungsübung“ (nehmen wir an: gemeinsprachliche Übersetzungen Englisch-Deutsch) und lässt am Ende eine Übersetzungsklausur schreiben, um den Lernerfolg zu kontrollieren (nehmen wir an: den im Anhang abgedruckten Text „Meltdown of the Mind in a Language Class“). Die Studierenden übersetzen den vorgelegten Text, mit oder ohne erlaubte (und unerlaubte) Hilfsmittel, in einer bestimmten Zeit, die Dozentin nimmt die fertigen Arbeiten (nehmen wir an, es sind nur die fünf ebenfalls im Handout abgedruckten und nicht, wie üblich, 70 verschiedene!) mit nach Hause, um sie zu korrigieren und zu bewerten. Und schon erhebt sich die Frage, was denn hier als „Fehler“ anzustreichen, wie ein bestimmter Fehler zu bezeichnen und, vor allem, wie er zu gewichten ist.

Beispiel 1:

Meltdown of the Mind in a Language Class

- a) Die Überhitzung des Gehirns im Sprachunterricht
- b) Der Mut sinkt
- c) Chinesisch für Anfänger - eine harte Nuss
- d) Die raffinierte Folter oder Wie ich Chinesisch lernte
- e) Super-GAU im Hirn beim Chinesischlernen

Die Version (1a) gibt alle Wörter des Ausgangstitels korrekt wieder – warum markiert Dozentin X hier einen Fehler, während beispielsweise Dozent Y die Version akzeptiert?

¹ Die Verfasserin ist Research Fellow der University of the Orange Free State, Bloemfontein, Republik Südafrika.

Beispiel 2:

Between „Ja“ and „Cha“ is a world of sounds to which I am not yet privy.

- a) Zwischen „Dscha“ und „Tscha“ liegt eine breite Skala von Lauten, die für mich ein Buch mit sieben Siegeln sind.
- b) Zwischen „Ja“ und „Cha“ liegt eine ganze Welt von Klängen, in die ich nicht eingeweicht bin.
- c) Zwischen „dra“ und „tra“ besteht ein Riesenunterschied – bloß nicht für mich!
- d) Zwischen *dscha* und *tscha* gibt es eine Fülle von Zwischenlauten, die mir alle gleich Chinesisch vorkommen.
- e) Zwischen *dscha* und *tscha* gibt es eine akustische Welt, zu der ich noch keinen Zutritt habe.

Ist die Übersetzung „ja-cha“ genauso gut wie „dscha-tscha“? Kann man „dra-tra“ akzeptieren? Warum (nicht)? Ist es ein Fehler, „to be not yet privy to“ mit „ein Buch mit sieben Siegeln“ zu übersetzen? Sollte man für „die mir alle gleich Chinesisch vorkommen“ einen Pluspunkt geben, und wenn ja, mit welcher Begründung?

Beispiel 3:

The sounds I'm supposed to say remind me of childhood games – whistling with a mouth full of saltines or reciting the Pledge of Allegiance with a jawbreaker roundly pressed against the palate.

- a) Die Laute, die ich von mir geben soll, erinnern mich an Spiele aus der Kindheit – wenn ich versuchte, mit dem Mund voller Kekse zu pfeifen, oder mit einem fest an den Gaumen gedrückten riesengroßen Bonbon einen Schwur zu leisten.
- b) Wenn ich etwas nachsprechen soll, komme ich mir vor wie in meiner Kinderzeit, als wir uns damit vergnügten, mit einer Handvoll Kuchenkrümel im Mund zu pfeifen oder mit einem dicken Bonbon zwischen den Zähnen Schillers „Glocke“ aufzusagen.

- c) Wenn ich ein Wort aussprechen soll, kommt mir meine Kinderzeit in den Sinn, als wir uns einen Spaß daraus machten, mit einer Handvoll Salzcracker im Mund zu pfeifen oder mit einem Karamellbonbon zwischen den Zähnen den amerikanischen Treueeid aufzusagen.
- d) Chinesische Wörter sind die reinsten Zungenbrecher: Ich erinnere mich, wie wir als Kinder immer wetteiferten, wer mit dem Mund voller Geburtstagstorte am besten „Fischers Fritze fischt frische Fische“ sagen kann.

Ist eine Substitution des amerikanischen Fahneneids durch Schillers Gedicht von der Glocke oder einen deutschen Zungenbrecher erlaubt? Sollte man besser eine Neutralisierung wählen (z.B. „ein Gedicht aufsagen“), um zu vermeiden, dass der Leser sich über die Deutschkenntnisse eines amerikanischen Journalisten wundert? Ist „Kekse“ oder „Kuchenkrümel“ eine gute Übersetzung für „saltnes“ oder muss man das als „zu frei“ anstreichen, weil es doch um salziges Gebäck geht?

Beispiel 4:

Mandarin, the dialect I am wrestling with, has four tones.

- a) Mandarin, der Dialekt, mit dem ich mich abrackere, hat vier verschiedene Tonlagen.
- b) Der mandarinchinesische Dialekt, mit dem ich im Clinch liege, hat vier Tonhöhen oder „Töne“.
- c) Mandarin, der Dialekt, mit dem ich mich abquäle, hat vier Töne.
- d) Mandarinchinesisch ist eine Tonsprache mit vier Tönen.

Kann man von den Studierenden des Faches Englisch (in einer Übersetzerausbildung) erwarten, dass sie die Terminologie der Tonsprachen beherrschen? Wissen sie überhaupt, worum es hier geht? Hätten sie diesen Teil des Texts besser bewältigt, wenn man ihnen erlaubt hätte, im Internet oder in einer Enzyklopädie Informationen über die chinesische Sprache zu suchen? Welche Ansprüche darf man überhaupt in einer gemeinsprachlichen Übersetzungsübung an die Korrektheit von Fachausdrücken stellen?

Die wenigen Beispiele zeigen bereits zweierlei: Zum einen spiegelt das Übersetzungsprodukt, das hier bewertet werden soll, nicht nur die Übersetzungskompetenz der Lernenden wider, sondern auch ihre Kompetenz in der Ausgangs- und Zielsprache bzw. in den beiden Kulturen und ihre Sachkompetenz, das heißt, das Vorwissen über den Gegenstand, um den es im Text geht. Die eigentliche Übersetzungskompetenz wird durch das Fehlen oder die Mangelhaftigkeit der anderen Kompetenzen oft genug behindert oder „kommt nicht zum Zuge“.

Zum zweiten ist eine Diskussion über die Definition und Gewichtung von „Fehlern“ nur sinnvoll im Hinblick auf ein bestimmtes Ausbildungsziel und im Rahmen eines eindeutig definierten Konzepts. Das Ausbildungsziel dürfte für das skizzierte Beispiel klar sein: Hier geht es nicht um die Ausbildung von fremdsprachlicher Kompetenz oder die Kontrolle muttersprachlicher Ausdrucksfähigkeit, sondern das Lehr- und Lernziel ist professionelle Übersetzungskompetenz. Das Übersetzungskonzept dagegen scheint nicht so klar zu sein: Wenn der Text den Studierenden so, wie im Anhang abgedruckt, vorgelegt wird, gibt es durchaus verschiedene Möglichkeiten, ihn zu übersetzen, und zwar nicht nur verschiedene stilistische Möglichkeiten an einzelnen Textstellen, wie etwa bei den Versionen für Beispiel 4, sondern auch grundsätzlich verschiedene Übersetzungsstrategien, wie sie in den Lösungen (a) und (d) zum Beispiel deutlich werden.

Ich beziehe mich hier auf das Konzept des sogenannten funktionalen Übersetzens, das in der Ausbildung zukünftiger professioneller Übersetzer und Übersetzerinnen immer mehr an Boden gewinnt, das aber m. E. auch in anderen Bereichen, in denen im Unterricht übersetzt wird, von Nutzen sein könnte. Im Folgenden werde ich zunächst ganz kurz das funktionale Konzept skizzieren (1.) und dann definieren, was im Rahmen dieses Konzepts unter einem Übersetzungsfehler zu verstehen ist (2.). Danach wird anhand eines „didaktischen Übersetzungsauftrags“ ein Vorschlag zur Klassifizierung von Übersetzungsfehlern vorgelegt (3.) und deren Gewichtung erläutert (4.). Den Abschluss bilden ein paar Gedanken zum Korrektur- und Bewertungsverfahren (5.).

1. Was ist funktionales Übersetzen?

Das Konzept des funktionalen Übersetzens, wie ich es vertrete (vgl. u.a. Nord 1993, 1997), ist eine Anwendung der „Skopostheorie“ (vgl. u.a. Vermeer 1978, Reiss & Vermeer 1984). Diese beschreibt Übersetzen bzw. „Translation“ als eine zielgerichtete Handlung, für deren erfolgreiche Realisierung die Orientierung auf den Zweck („Skopos“) das oberste Kriterium ist.

Der Zweck einer Translationshandlung definiert sich aus der kommunikativen Situation, für die das Produkt, das Translat, bestimmt ist. Diese kann in Form eines Übersetzungsauftrags (ÜA) beschrieben oder in einer bestimmten Kultur für bestimmte Textsorten konventionell gegeben sein.

Die wichtigsten Faktoren jeder kommunikativen Situation – also sowohl der des Ausgangs- als auch der des Zieltextes – sind (a) die Funktion des Textes als konstituierendes Textualitätsmerkmal (vgl. u.a. Schmidt 1976: 145) und damit zusammenhängend (b) die Empfänger oder Rezipienten, die – nach moderner Auffassung von Textkommunikation – als letztes Glied in der Kette der Kommunikationsteilnehmer dem Text im Akt der Rezeption eine bestimmte Funktion zuschreiben. Da Texte selten nur eine einzige Funktion erfüllen können, ist hier mit „Funktion“ immer „Funktion oder hierarchisches Gefüge von Funktionen“ gemeint. Da Ausgangs- und Zieltext per definitionem in verschiedenen Situationen „funktionieren“ müssen, ist nicht grundsätzlich davon auszugehen, dass ein reines „code-switching“ genügt, um einen funktionsgerechten Zieltext herzustellen. Je nach dem Ausmaß der kulturellen Distanz zwischen Ausgangs- und Zielsituation können adaptive Prozeduren unterschiedlicher Qualität und Quantität erforderlich werden.

Der Text selbst *hat* also nicht eine Funktion, sondern er *erhält* in der Rezeptionssituation eine Funktion. Allerdings wird er im Allgemeinen vom Sender für eine bestimmte Funktion intendiert. Damit er diese möglichst auch erfüllen kann, muss der Textproduzent (der nicht immer der Sender selbst ist – man denke an einen Ghostwriter oder eben eine Übersetzerin – durch die Verwendung bestimmter Vertextungsmittel (z.B. eines zweckmäßigen Textaufbaus, angemessener syntaktischer Strukturen und lexikalischer Elemente) die Voraussetzungen dafür schaffen.

Das gilt ebenso für das Translat. Im Normalfall ist es vom Auftraggeber oder Initiator dazu gedacht, eine bestimmte Funktion zu erfüllen. Und die Brauchbar-

keit für diese Funktion (= „Funktionsgerechtigkeit“) ist das eine Kriterium, an dem die Qualität des Translats gemessen wird. Das andere ist – nach meiner Auffassung – die sogenannte „Loyalität“, zu der ein Übersetzer oder eine Übersetzerin im Rahmen eines einzelkulturell konventionellen Konzepts von Übersetzung gegenüber ihren Handlungspartnern (einschließlich des Ausgangstextautors) verpflichtet sind (ausführlicher in Nord 1989, 2001b und 2004) und die es ihnen verbietet, deren Erwartungen an die Ähnlichkeitsbeziehung zwischen Übersetzung und Original zugunsten einer radikalen Funktionsgerechtigkeit einfach zu übergehen.

Das schließt jedoch nicht aus, dass ein Zieltext oder einzelne seiner Elemente eine „andere“ Funktion oder Funktionshierarchie erhalten können oder müssen, wie Beispiel 3 zeigt: Die Erwähnung der kulturspezifischen Realia „saltines“ und „Pledge of Allegiance“ hat zwangsläufig für amerikanische Leser eine andere Funktion als die Erwähnung der allgemeinen Realien „Kekse“ und „Treueschwur“ oder „Gedicht aufsagen“ für einen deutschen Leser.

Wenn ich hier von „Elementen“ spreche, meine ich weder Wörter, noch Sätze, noch Abschnitte, sondern „Funktionselemente“ (auch wenn diese durchaus, wie bei *saltines*, durch ein Wort repräsentiert sein können). Der Begriff des „Elements“ ist nicht linear zu verstehen: Auch die syntaktische Struktur eines Textes oder Textteils kann ein Funktionselement sein, wenn sie beispielsweise Fokussierungen oder Textsortenkonventionen markiert.

Zwischen Elementen und Funktionen besteht jedoch keine 1:1-Zuordnung. Alle Elemente bzw. Strukturen eines Textes sind grundsätzlich polyfunktional, d.h. sie können oder müssen mehrere Funktionen auf einmal erfüllen, eventuell in unterschiedlicher Gewichtung, und sind in Bezug auf ihre Funktionen nicht eindeutig gegeneinander abgrenzbar (vgl. etwa zu den verschiedenen Funktionen von Titeln und Überschriften in Nord 1993). Daher erscheint es mir sinnvoll, von den Funktionen auszugehen und zu fragen, in welchen Elementen sie verbalisiert sind, und nicht umgekehrt. Die „Funktionselemente“ sind die Übersetzungseinheiten, deren Funktionsgerechtigkeit bei der Beurteilung eines Translats analysiert wird (vgl. Nord 1998).

Nach dieser kurzen Klärung kommen wir nun zur zentralen Frage: Was ist ein Übersetzungsfehler?

2. Was ist ein Übersetzungsfehler?

Da es keine Normen oder Regeln gibt, nach denen jede mögliche Übersetzung anzufertigen ist, kann die besonders im Fremdsprachenunterricht verbreitete Definition des Fehlers als „Abweichung“ von einem Normen- oder Regelsystem (z.B. Cherubim 1980, Presch 1980) hier nicht greifen. Wenn Wilss (1977: 258) auf der Grundlage dieser Definition den Übersetzungsfehler als „Nicht-Einhaltung einer Norm in einer Sprachkontaktsituation“ beschreibt, entspricht das dem damaligen äquivalenzorientierten Übersetzungsverständnis.

Aus funktionaler Sicht muss sich dagegen die Bestimmung eines Übersetzungsfehlers aus der jeweils für die Übersetzung intendierten Zielfunktion ableiten. So schreibt unter dem Einfluss der sogenannten „pragmatischen Wende“ Kolde (1980: 173) bereits zum Fehlerbegriff im Fremdsprachenunterricht: „Die Fehlerhaftigkeit eines Ausdrucks ist [...] keine Eigenschaft des Ausdrucks selbst, sondern sie wird ihr von R zugeschrieben.“ Je nach Maßstab (in unserem Falle: Zielfunktion) kann ein und dieselbe Übersetzung eines Textelements vom Beurteiler als „funktionsgerecht“ eingestuft werden oder nicht.

Ein Übersetzungsfehler ist (aus funktionaler Perspektive) also eine „Nicht-Erfüllung“ des Übersetzungsauftrags in bezug auf bestimmte funktionale Aspekte. Das bedeutet: Jede Übersetzungsleistung kann nur in bezug auf ein vorgegebenes (funktionales) Übersetzungsziel beurteilt werden. Dieses Übersetzungsziel muss dem Übersetzer/der Übersetzerin bekannt sein.

In der Ausbildungssituation, in der nicht von vornherein mit voller ausgangskultureller, zielkultureller und translatorischer Kompetenz gerechnet werden kann, liegt der Vorteil dieser Definition darin, dass die Lehrenden den Schwierigkeitsgrad der Aufgabe entsprechend dem Kenntnis- und Kompetenzstand der Lernenden durch einen didaktischen Übersetzungsauftrag steuern und damit selbst festlegen können, was in einer bestimmten Kontrollsituation als „Übersetzungsfehler“ gewertet werden soll und was nicht.

Die funktionale Orientierung wurde meines Wissens in die übersetzungswissenschaftliche Fehlerdiskussion zum erstenmal durch Kupsch-Losereit eingebracht, die bereits die Funktion des Translats, die Kohärenz des Textes, die Textsorte oder Textform, sprachliche Konventionen sowie kultur- und situationsspezifische Konventionen und Bedingungen zu funktionalen Beurteilungskriterien erhob (vgl. Kupsch-Losereit 1985: 172 und 1986: 16). Besonders wichtig er-

scheint mir, dass hier Verstöße gegen syntaktische und lexikalische Regeln des Zielsprachlichen Systems nicht als Übersetzungsfehler im eigentlichen Sinne betrachtet werden. Die hinreichende Beherrschung der Zielsprache sollte Voraussetzung der Übersetzungsleistung sein und nicht Gegenstand der Leistungskontrolle.

Hönig sieht einen Übersetzungsfehler ebenfalls dort, wo „die Textfunktion gestört ist“ (1987: 41), schließt jedoch zielsprachliche Mängel hier nicht völlig aus: Teil der Textfunktion ist immer auch die Autorität des Autors. Sie liefert die Begründung dafür, dass gerade er sich ausgerechnet zu diesem Thema äußert. Diese Autorität wird zwar auch durch die Nennung von Fakten, Zahlen, Statistiken und Zeugen gestützt, aber sie ist vor allem abhängig von der sprachlichen Gestaltung des Beitrags (ibid.).

Das ist sicher richtig, wenn es um Übersetzungsaufträge geht, bei denen ein druckfertiges Manuskript verlangt wird. Dieses Kriterium wird in der Ausbildung zur Fiktion, wenn die Studierenden handgeschriebene Übersetzungsklausuren abgeben müssen (was allerdings dank der allgemeinen Computerisierung nun endlich weitgehend der Vergangenheit angehört, zumindest in Magdeburg). Aber auch in der Praxis ist es durchaus nicht immer verlangt. Der didaktische Übersetzungsauftrag könnte daher auch in dieser Hinsicht Klarheit schaffen.

3. Klassifizierung von Übersetzungsfehlern

Jede Übersetzungsaufgabe muss also einen Übersetzungsauftrag (ÜA) enthalten, der – je nach Lernphase mehr oder weniger explizit formuliert – die Rahmenbedingungen festlegt. Für unseren Beispieltext könnte er folgendermaßen lauten:

ÜA: Die Übersetzung des Textes soll (ohne Quellenangabe, aber mit dem Namen des Autors und einer kurzen Zusatzinformation über seine Herkunft am Ende) im Juni 200X als kurze Glosse (einspaltig) im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung erscheinen.

Dieser ÜA enthält in mehr oder weniger verschlüsselter Form – die „Entschlüsselung“ eines ÜA wurde im Unterricht geübt – verschiedene Angaben zur Ziel-situation, die für die Übersetzungsstrategie bestimmend sind.